

Wellness pur? Der Krieger und sein Verhältnis zur Natur

Kortüm, Hans-Henning

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kortüm, H.-H. (2008). Wellness pur? Der Krieger und sein Verhältnis zur Natur. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 739-751). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153116>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wellness pur?

Der Krieger und sein Verhältnis zur Natur

Hans-Henning Kortüm

I.

»Natur« und »Krieg« stoßen in der Person des »Kriegers« aufeinander: Als *animal rationale* ist der »Krieger« zum einen Bestandteil der Natur und zum anderen transzendiert er dieselbe. Denn es ist ein Proprium des Menschen, daß er im Unterschied zu Tieren »Kriege«, die er führt, auch zu verantworten hat, worauf zuletzt der Münchener Verhaltensforscher Gerhard Neuweiler (2007) nachdrücklich hingewiesen hat. Generell gilt zwar, dass »soziale Aggression, also Kriege, (...) bei Tiergesellschaften eher selten (sind)« und »nach heutigem Wissensstand (...) es gut belegte Beispiele für Kriege nur aus zwei entwicklungsgeschichtlich weit auseinanderlaufenden Tiergruppen, den Ameisen und den Primaten (gibt)« (Neuweiler 2007: 504), was aber dann doch bedeutet, dass man sich von »wohlmeinenden Biologismen« eines Konrad Lorenz verabschieden muss, der in seinem berühmten Buch »Das sogenannte Böse« (1963) die Vernichtung von Artgenossen, das heißt, den »Krieg« im Tierreich, noch ausdrücklich ausgeschlossen hatte.

Der Begriff des »Kriegers« erscheint im Unterschied zu ähnlichen, mit ihm konkurrierenden Begriffen wie etwa dem »Soldaten« oder dem »Söldner« als heuristische Kategorie besonders geeignet zu sein, um über »Natur« und »Krieg« nachzudenken, konturiert er doch die dialektische Spannung zwischen »Krieg« und »Natur«. Der Mensch als »Krieger« organisiert »Kriege«, die, so gesehen, »un-natürlich« sind, weil sie erst auf der Basis von Vergesellschaftung entstehen. Denn nur höher organisierte und institutionalisierte Gemeinschaften sind überhaupt in der Lage, einen »Krieg« führen zu können, wenn man, was sinnvoll sein dürfte, unter »Krieg« einen »Konfliktaustrag durch organisierte Kampfgruppen« versteht, bei dem das Töten nicht den gesellschaftlichen Sanktionen unterliegt, die üblicherweise dafür innerhalb der jeweiligen Gruppe gelten, und die Krieger grundsätzlich zum Töten und Sterben bereit sind (Mead 1971; Rüpke 1993; von Stietencron 1995). Dies gilt im übrigen analog auch für die soeben erwähnten Ameisen und Primaten (Schimpansen), den einzigen Tieren, die »Kriege« führen: Speziell Ameisengesellschaften haben »große und komplexe Sozialsysteme aufgebaut mit differenzierter Arbeitsteilung, raffinierten

Methoden des Nahrungserwerbs bis hin zu gärtnerischen und Weidemethoden und mit effektiven, reichhaltigen Wegen chemischer und mechanischer Produktion« (Neuweiler 2007).

II.

Im allgemeinen gesellschaftlichen Sprachgebrauch, zumindest in Deutschland, spiegelt sich diese Dialektik des »Kriegers« zwischen »Natur« und »Gesellschaft« nur teilweise, wenn überhaupt, wider. Der »Krieger« erscheint hier vor allem als ein idealer »Kämpfer« bzw. als ein kriegerischer Heros in scharfer Abgrenzung zum bloßen »Soldaten«. Nach Herberg-Rothe (2003: 69) zeichnen speziell den Krieger drei konstitutive Eigenschaften aus: »eine starke Wertgebundenheit«, »eine klare Distanz gegenüber der Zivilgesellschaft« und »ein hohes Maß an Professionalität«. Analoges gilt auch für den synonymen englischen Begriff *warrior*. Paradigmatisch läßt sich diese positive Konnotation des »Kriegers« am Sprachgebrauch Ernst Jüngers (1895–1998) ablesen. Im Kontext seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg behauptete Jünger von sich selbst, er sei »ein guter Krieger, aber ein schlechter Soldat« gewesen (Arnold 1990: 7). Jünger reklamiert ein Kriegerbild für sich, das in scharfer Ablehnung zum »Soldaten« steht, der in eine straffe disziplinär-hierarchische Ordnung eingebunden, sprich vergesellschaftet ist. Auch noch im Zweiten Weltkrieg idealisiert er in seinem zweiten Pariser Tagebuch (»Strahlungen II«) die Handlungsautonomie des autonom kämpfenden und tötenden Helden. Diese für den »Krieger« eingeforderte Handlungsautonomie verwandelt ihn in einen »Helden«:

Paris, 2. Mai 1944

»Mittags am Pont de Neuilly, von dessen Höhe aus ich lange ins Wasser sah. Dort spielte am flachen Ufer ein großer Schwarm winziger Fische, der sich wie atmend bald erweiterte und bald zusammenschloß und sich zugleich um einen Mittelpunkt zu drehen schien. Der Vorgang war aus der Höhe schwierig wahrzunehmen, da die Rücken dieser Bruten sich wenig von der Tönung des Wassers abhoben. Zuweilen aber leuchtete es über dem namenlosen Gewimmel wie ein Silberblitz dahin, der funkelnd einen Kreis beschrieb. Das rührte daher, daß hin und wieder eines der Tiere, durch die allgemeine Spannung in eine höhere Bewegung emporgeschnellt, gleich einem Schiffchen auf dem Wasser kieselte. Es legte sich dabei auf die Seite, so daß die helle Flanke im Mittagslicht erschien. (...) Sah lange zu – hier offenbarte, was bei uns der Ruhm ist, sich im einfachsten Bild. Es fehlte keines von seinen Elementen – nicht das Zusammenfluten der namenlosen Menge, noch ihr Pulsieren, ihr Rhythmus, ihre Spannung, die sich dann in der höheren Bahn des Einzelnen entlädt, sehr sich hervortut und ans Licht geschleudert wird. So leuchten die Helden, die Einzelkämpfer aus der Schar der Krieger und aus den grauen Heeren, löst sich in schönerem Schmucke der Solist aus den Balletten und steigt das Lied der großen Sänger aus dem Konzert der Chöre auf.« (Jünger 1979: 258)

Jüngers Kriegerbild ist deswegen historisch falsch und zutiefst ideologisch, weil es der Wirklichkeit des Krieges überhaupt nicht entspricht. Der industrialisierte Massenkrieg ließ schon während des Ersten Weltkrieges keinen Platz mehr für autonom agierende Helden übrig: »An der Front selbst aber entsprach das Stereotyp vom »opferwilligen, ehrfürchtigen, vaterlandsliebenden, tapferen und treuen Helden« bereits in der ersten, kurzen Phase des Bewegungskrieges nicht mehr der Realität« (Ulrich 1995: 402). Aus den farbenfrohen Helden in ihren bunten Uniformen waren in einheitliches Feldgrau gekleidete Soldaten geworden, die in den Kalkülen der Generalstäbler nicht als unverwechselbare Helden, sondern allesamt als auswechsel- und ersetzbare numerische Größen erscheinen. Die Vergesellschaftung des Krieges und damit auch der Krieger waren spätestens jetzt unübersehbar geworden. Wenn Jünger sich aber persönlich für das »Krieger«-Dasein entscheiden möchte, dann ist dies der untaugliche Versuch, der nicht nur dem Ersten Weltkrieg, sondern der prinzipiell jedem Krieg inhärenten Vergesellschaftung zu entkommen. Die von ihm beanspruchte Autonomie des Kriegers entpuppt sich bei näherem Hinsehen als eine illusorische Forderung. Denn die Effektivität von Kriegen und »Kriegern« hängt entscheidend davon ab, inwieweit die einzelnen bereit sind, ihre persönlichen Autonomiewünsche dem gemeinsamen Kriegsziel unterzuordnen, sich mit anderen Worten vergesellschaften zu lassen. Erst der Verzicht auf ein individuelles Heldentum ist der Garant für den Sieg im Krieg.

Generell gilt es aber darauf hinzuweisen, dass jedwede kategorielle Einordnung des Krieges durch die ihn maßgeblich tragenden Gesellschaften äußerst problematisch ist. Jeder typologische Unterscheidungsversuch kann nicht der Gefahr enttrinnen, Opfer der Kriegsdiskurse der jeweiligen am Kriege beteiligten Parteien zu werden (Schwab-Trapp 2002). Die Kriegsdiskurse beziehen sich aber nicht nur auf die kategorielle Verortung von Kriegen als zum Beispiel »Verteidigungs«, »Angriffs«, »Guerrilla«, »Partisanen«, »Präventiv«, »Heiliger Krieg« usw. (Kortüm 2006, 2007). Auch die Eigen- und Fremdbenennung der am Krieg beteiligten Gruppen ist perspektivenabhängig: Was für die einen »Vaterlandsverteidiger« sind, sind für die anderen bloße »Terroristen«.

III.

Genaugenommen hat es den autonomen Krieger-Helden, wenn überhaupt, nur in archaischer Zeit gegeben. Die griechische Epik eines Homer (2. Hälfte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts) preist zwar noch die autonom agierenden Heroen des Trojanischen Krieges, aber bereits Platon kann sich in seiner *Politeia* (um 390 vor Chr.) den Krieger nur noch als »Wächter«-Soldat vorstellen, der unter strengster

staatlicher Kontrolle in der »Kaserne« zu leben hat. Speziell die Kriegsführung ist zu einer genuin staatlichen Aufgabe geworden (Vretska 2004: 706f.). Dessen ungeachtet halten noch immer die Gesellschaften aller Zeiten unverdrossen am alten Kriegerbild fest. Gleichwohl ist unübersehbar, daß vor allem in der Moderne das Kriegerbild seltsam gebrochen erscheint. Diese Gebrochenheit wird mit dem Einbruch der »Natur« erklärt. Der moderne Krieger sei in zunehmender Weise zu einem »nervösen Kämpfer« geworden, der in einer Krisensituation die sprichwörtlichen Nerven verliere: der anonyme Frontkämpfer ebenso wie der Chef der Obersten Heeresleitung. Die »Nervosität«, die bereits vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum Signum einer ganzen Epoche geworden sein soll (Ulrich 1995; Radkau 1998), ist aber für den Krieger noch mehr als für den Zivilisten fatal. Der moderne Krieger hält genauso wie die moderne Gesellschaft den Krieg einfach nicht mehr aus: »Wir vertragen ihn einfach nicht mehr« – so lautet die bekannte und vielzitierte These Sigmund Freuds in seinem Briefwechsel mit Albert Einstein, der dem Thema »Warum Krieg?« gewidmet ist (Freud 1933: 61). Die Unverträglichkeit des Krieges für den modernen Menschen ist, folgt man Freud, Ergebnis eines jahrhundertelangen Zivilisationsprozesses. So gesehen ist die Nervosität des modernen Kriegers nichts anderes als eine Unverträglichkeitsreaktion eines durch den Zivilisationsprozess überforderten Menschen. Auch im Vietnam-Krieg halten viele US-Soldaten den Krieg nicht mehr aus und müssen durch Drogen ihre nervöse Natur ruhig stellen, um überhaupt kämpfen zu können. Aber in paradoxer Zuspitzung gilt ebenso: Eine Permanenz des Krieges vermag den Krieger abhängig zu machen. Friedenszeiten als Zeiten erzwungener Gewaltabstinenz lassen den auf Entzug gesetzten Krieger ausgesprochen nervös werden:

»Ich kannte einen Lurp (»Long Range Patrol«) von der 4. Division, der seine Pillen mit vollen Händen schluckte, zur Beruhigung aus der linken Tasche seines Tarnanzugs, Lustigmacher aus der rechten, die einen, um ihm die Bresche zu schlagen, und die anderen, um ihn durchzuschicken. Er erzählte mir, sie machten ihm alles genau richtig gleichgültig, so daß er diesen mistigen Dschungel nachts so sehen könne, als kuckte er durch ein Nachtglas. »Die geben dir echt Reichweite«, sagte er.

Das war sein dritter Dienst. 1965 war er der einzige Überlebende eines Kavallerietrupps gewesen, der aufgegeben wurde, als er ins Ia-Drang-Tal einrückte. 1966 war er mit den Special Forces zurückgekommen und hatte sich eines Morgens nach einem Hinterhalt unter den Leibern seiner toten Kameraden versteckt, während die Vietkong mit Messern von einem zum andern gingen, um den Rest zu besorgen. Sie zogen den Leichen ihre Klamotten aus, auch die Mützen, und gingen schließlich lachend weg. Danach blieb ihm in dem Krieg nichts mehr außer den Lurps übrig. »Ich packs echt nicht drüben in den Staaten«, sagte er. Er erzählte mir, als er das letzte Mal heimgekommen sei, hätte er den ganzen Tag in seinem Zimmer gesessen und manchmal 'n Jagdgewehr aus dem Fenster gehalten und so lange auf Autos und Leute gezielt, wenn sie an seinem Haus vorbeikamen, bis alles Gefühl, das er noch empfand, vorne in der Spitze dieses einen Fingers zusammengeströmt war. »Das machte meine Familie richtig nervös«, sagte er. Aber er machte die Leute hier auch nervös, sogar hier.« (Herr 1979: 11f.)

Bereits 1915 hatte Freud über den Krieg nachgedacht. Auf der Grundlage eines Zivilisationsmodells, das viele Ähnlichkeiten mit dem von Norbert Elias vorgeschlagenen aufweist, hatte er die Meinung vertreten, daß der von ihm postulierte »Urmensch« als »ein sehr leidenschaftliches Wesen, grausamer und bössartiger als andere Tiere« mit einer Art »Mordlust« gegenüber seinen Artgenossen auftrete (Freud 1924: 24). Im Laufe seiner Entwicklung vom Urmenschen zum modernen Menschen seien die »natürlichen« Aggressionstribe unterdrückt bzw. verkümmert. Ein Krieg biete dagegen die Chance, diese unterdrückten Triebe wieder aufleben zu lassen. So gesehen bedeutet der Krieger eine Regression des Menschen zum leidenschaftlichen Urmenschen (ebd.: 33). Krieg heißt demnach Rückkehr zu einer kriegerisch gedeuteten Natur.

IV.

Die zumal vom Krieger erwartete »natürliche«, durch den Zivilisationsprozess aber mittlerweile verlorengegangene Stärke kann wiedererlangt werden. Die »Reinigung«, die den modernen Menschen von seiner Ängstlichkeit befreit, setzt auf die heilende Wirkung des Wassers in Form des Bades oder des sprichwörtlich »reinigenden Gewitters«. In die Metaphorik kriegerischer Rhetorik des 20. Jahrhunderts übersetzt: es kommt jetzt die Rede vom Krieg als dem »Stahlbad« (Radkau 1988: 404f. u. 430f.) und den »Stahlgewittern« (Jünger 1920) auf. Dem Bade entsteigt bzw. durch das Gewitter entstanden ist ein neuer, weil ein »stählerner Mensch«. Der Krieg wird implizit als *Wellness*-Erfahrung bzw. »Kur« (Radkau 1998: 380) gedeutet. Adolf Hitler spricht in »Mein Kampf« davon, dass erst der Weltkrieg ihn zu einem starken Mann gemacht habe, »ohne daß die Nerven rissen« (Hitler 1924: 181). Aber auch schon das Mittelalter kannte das feierliche Ritterbad, dem im Rahmen der Schwertleite zusammen mit »Einkleidung, Nachtwachen und Fasten in der Kirche« (Paravicini 1994: 3) die Funktion eines *rite de passage* (Berger/Luckmann 1969: 150) zukam. Dieser wollte verdeutlichen, daß aus einem jungen und nervösen Knappen ohne hinreichende eigene Kampferfahrung mittlerweile ein kampferprobter und abgeklärter Ritter geworden war. Ebenso symbolisierte ein Ritterschlag (Bumke 1986: 318–330), häufig nach erfolgreichem Töten möglichst vieler Feinde erteilt, den endgültigen Eintritt in die männliche Kämpferwelt des Rittertums.

Die Kraft solcher Sprachbilder ist auf das engste mit den kulturell-religiösen Traditionen des Judentums und des Christentums verbunden, das von jeher auf die purgative Wirkung von numinos interpretiertem Wasser setzt (Lexikon für Theologie und Kirche 1965: 962–968). Während im spezifisch religiösen Kontext die Unreinheit, sprich »Sünde«, durch heilkräftiges Wasser abgewaschen wird und eine »Neu-

werdung« (Angenendt 2003: 41) des Menschen ermöglicht wird, so »härtet« das Stahlbad den Krieger, will sagen: befreit ihn von seiner Nervosität, ähnlich dem frisch geschmiedeten Stahl, der erst durch das Wasserbad seine Härtung erfährt. Der nervöse Mensch wird in diesem Transformationsprozess zu einem »stählernen Kämpfer«.

V.

Kriegserfahrung in ihrer propagandistischen Ausdeutung als *Wellness*-Erfahrung ist unmittelbar an die Natur gebunden. Denn der Krieg wird nicht nur in der Natur erfahren, sondern der der Natur nahe Kämpfer erscheint als der beste aller möglichen Kämpfer, weil er von zivilisatorischer Nervosität noch nicht erfasst ist. Die besten Krieger stammen immer aus zivilisationsfreien oder zivilisationsfernen Räumen. Wilde Krieger stammen aus wilden Gegenden. Die geographische Verortung von Wildheit, Natur und Krieg ist an universale Stereotypen gebunden. Nicht zuletzt aus klimatischen Gründen und den daraus resultierenden negativen Folgen für eine städtisch geprägte Zivilisation und Kultur war und ist eigentlich bis heute in zentral-europäischer und mediterraner Perspektive der Norden und der Osten als besonders natürlicher, wilder und kriegerischer Raum konnotiert (Lund 1990; I Deug-Su 2001). Man denke nur an heute gängige (aber sicherlich falsche) Balkanvorstellungen der West- und Mitteleuropäer: Am friedfertigsten erscheinen die am weitesten westlich sitzenden Slowenen, die es mit den wilden Kroaten oder den noch grau-sameren Serben zu tun haben. Solche diffusionistisch angelegten Völkerstereotypen besitzen zumeist eine bis in die Antike reichende Tradition. Schon in den Augen von Tacitus waren deshalb die Milch und Met trinkenden Germanen den zivilisationsgeschädigten römischen Soldaten an Kampfesmut weit überlegen:

»Schließlich muß hinzugefügt werden, daß seine (Tacitus') Auffassung ganz der diffusionistischen Auffassung von der Kulturstreuung entspricht, die im Falle der Römer mit Rom als dynamischem, zentrifugalen Kraftzentrum operiert, und zwar so, daß die Kulturstufe, je weiter man sich von Rom entfernt, desto niedriger wird« (Lund 1988: 30).

Um 1900 sollte der wilhelminische Professor Hans Delbrück in seiner Klassikerstatus erlangenden »Geschichte der Kriegskunst« diesen Mythos fortschreiben: der »Marsch der Germanen« wird als »Erzeugnis eines natürlichen Strebens« gedeutet (Delbrück 2003: 44); »der innere Zusammenhalt, das gegenseitige Vertrauen, das instinktiv oder auf den Zuruf der Führer gleichmäßige Verhalten« ist »für die natürliche Körperschaft eines germanischen Geschlechts, unter ihrem geborenen Führer,

dem Hunno oder Altermann« viel leichter als für die auf militärischen Drill setzenden Römer zu erreichen (ebd.):

»Jeder germanische Mann in jeder germanischen Völkerschlacht ist vor allem Krieger: das ist die Grundtatsache, die alles andere beherrscht. Daß nun auf dem Boden dieses allgemeinen Krieger-tums einzelne sich zu besonderen Recken herausbilden, als Abenteurer, Räuber und Schmarotzer durch die Gaue ziehen, keine Familie gründen, keinen Acker bestellen, nur zeitweilig zu ihrem Geschlecht zurückkehren, aber wenns ans Raufen geht, immer dabei sind und sich gern ins erste Glied des Keils stellen lassen, daß solche Gesellen, die auch gern einmal den römischen Sold nahmen, zahlreich bei allen germanischen Völkern vorkamen, mögen wir gern glauben. Nur darf man, indem man diese Wildlinge Berufskrieger nennt, die anderen Germanen deshalb nicht zu Bauern machen: es ist nur ein Gradunterschied, Krieger sind sie alle.« (ebd.: 51)

VI.

Je entwickelter Gesellschaften sich präsentieren, desto entschiedener erfährt »Natur« eine Psychologisierung. Offenbar wächst das Verlangen nach Natur, je weiter sich die Gesellschaft durch den technologischen Fortschritt von ihr entfernt hat. Dies bedeutet für das hier interessierende Verhältnis von »Krieg« und »Natur«: Zivilisatorisch hoch entwickelte Gesellschaften entfalten eine ganz besondere Vorliebe für ein re-naturiertes Kämpfertum. Dies läßt sich an der gesellschaftlichen Bewertung von Krieger ablesen, die sich am Grad ihrer vermuteten Ruralisierung bemisst. Ganz oben in der gesellschaftlichen Wertschätzung steht deshalb der als Dschungelkämpfer ausgebildete Angehörige der *special forces* in der US-Armee, der Kampfschwimmer der Bundeswehr, der durch ein hartes Geländetraining gegangene Soldat der Spezialeinsatzkräfte (Kommando Sicherheitskräfte (KSK)) usw., aber eben nicht der in seinem gutgepolsterten Sessel versinkende Diplomingenieur einer hochtechnologisierten Raketeneinheit, der fernab der Front in seinem modernen Betonbunker auf den Befehl wartet, endlich die entsprechenden Knöpfe an seiner Computeranlage drücken zu dürfen. So kann der erwünschte sogenannte *Combat Ready Status* des KSK-Kriegers erst nach einer dreijährigen Ausbildungsphase in jeder Klimazone und in den unterschiedlichsten Geländeformationen (Gebirge, Wüste, Dschungel, Arktis, Wasser) erlangt werden. Während moderne Gesellschaften also gezwungen sind, ihre Krieger zur Ausbildung erst zurück in die Natur zu verfrachten (Keegan 1995: 184), sorgte bei den alten Germanen – folgt man Delbrück (2003: 34) – schon das »raue, barbarische Naturleben«, »der stete Kampf mit wilden Tieren und Nachbarstämmen« für eine Erziehung »zu höchster persönlicher Tapferkeit« und zum »Zusammenhalt jeder Schar in sich«.

Zum Bild des Natur-Kriegers gehört auch der Umstand, dass der Krieger ein Nahverhältnis mit seiner Waffe eingeht. Ein echter Krieger trennt sich eben niemals von seiner Waffe. Die Waffe verschmilzt mit dem Kämpfer und wird sozusagen Bestandteil seiner Natur:

»Der Germane und seine Waffe gehören zusammen; sie ist ein Stück seiner Person. Dem Römer ist sie eine Fabrik-Ware, so wie er selbst als Krieger ein Glied, man möchte fast sagen, eine Nummer des Manipels ist, in den seine Aushebungs-Behörde ihn eingestellt hat. Der Germane begräbt deshalb mit dem Mann auch seine Waffe« (Delbrück 2003: 45).

In Analogie dazu fordert der Ehrencodex der französischen Fremdenlegion in Artikel 5 vom Legionär: »Deine Waffe pflegst Du als wäre es (sic!) ein Stück von Dir« (15. März 2007, in: <http://www.legion-recrute.com/de/code.php>).

Die gesellschaftliche Wertschätzung naturnaher Krieger beginnt bereits mit der Forderung nach einer »natürlichen« Alimentation. Zivilisatorisch hoch entwickelte Gesellschaften setzen bis heute auf den angeblich engen Zusammenhang von Ernährung und Psyche. Das Motto lautet: Der Mensch ist, was er isst – oder genauer formuliert: Der Mensch kämpft so, wie er isst. Wilde Naturkämpfer essen – wen könnte es überraschen – verstärkt rohes Fleisch. Der der karolingischen Hochzivilisation angehörende Abt Regino von Prüm (gestorben 915) wusste von dem »sehr wilden und alle Raubtiere an Grausamkeit übertreffenden Volk der Ungarn« zu berichten, dass »sie nicht nach Art von Menschen, sondern wie das Vieh leben. Sie nähren sich nämlich, wie das Gerücht geht, von rohem Fleisch, trinken Blut, verschlingen als Heilmittel die in Stücke zerteilten Herzen ihrer Gefangenen« (Buchner 1966: 287). Im Rahmen eines Trainee-Programms wird den Kriegern der Special Forces in Fort Bragg, North Carolina, beigebracht, wie sie ihre Scheu vor »natürlichen« Lebensmitteln, wie Schildkröten, Schlangen, Insekten, Würmern und anderem überwinden können, die »normalerweise« als den Appetit verderbend eingeschätzt werden (15. März 2007, in: http://www.training.sfhq.com/survival_training.htm).

VII.

Der beste Krieger ist der Krieger, der sich der Natur am besten anverwandeln, mit ihr eins werden kann. Durch den Akt der Verschmelzung mit der Natur wird dieser Zustand erreicht, der ideale moderne Kämpfer koitiert mit der Natur. Dieser Vorgang ist in der Moderne wiederholt beschrieben worden. Wohl am bekanntesten ist Ernst Jüngers »berühmte Passage des ›Pariser Tagebuchs‹, (die) den Bombenan-

griff über Boulogne-Billancourt im Mai 1944 mit einer gigantischen Befruchtung der Stadt durch die (männlichen) Flugzeuge vergleicht« (Plard 1990: 145):

Paris, 27. Mai 1944

»Alarme, Überfliegungen. Vom Dache des »Raphaël« sah ich zweimal in Richtung von Saint-Germain gewaltige Sprengwolken aufsteigen, während Geschwader in großer Höhe davonflogen. Ihr Angriffsziel waren die Flußbrücken. Art und Aufeinanderfolge der gegen den Nachschub gerichteten Maßnahmen deuten auf einen feinen Kopf. Beim zweiten Mal, bei Sonnenuntergang, hielt ich ein Glas Burgunder, in dem Erdbeeren schwammen, in der Hand. Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird. Alles war Schauspiel, war reine, von Schmerz bejahte und erhöhte Macht.« (Jünger 1979: 271)

Jünger hatte noch in der Pose des ästhetisierenden, unbeteiligt zuschauenden Dandys gesprochen, der vom Dach seines Pariser Luxus-Hotels die Bombardierung der französischen Hauptstadt genießt, weil von ihm der »Krieg« als ungeheurer Zuwachs ästhetischer Wahrnehmung« gedeutet wird (Bohrer 1978: 110). Demgegenüber schildert der amerikanische Vietnam-Kriegsberichterstatter Michael Herr in Form einer dichten Beschreibung einen Koitus, der insofern erzwungen ist, als der Kämpfer sich wegen des auf ihn gerichteten Beschusses unmittelbar auf die (Mutter) Erde pressen muss:

»Zittern und Beben« nannten sie es, heiliges Donnerwetter, »Feindberührung«. Dann gabs nur dich und den Erdboden. Küß ihn, friß ihn, fick ihn durch, pflüg ihn auf mit deinem ganzen Leib, dräng dich so nahe wie du kannst an ihn, ohne schon in ihm oder Teil von ihm zu sein, rate mal, wer ungefähr einen Zentimeter über deinem Kopf rumfliegt? Duck dich und füg dich, es ist der Erdboden.« (Herr 1979: 73)

Die Ehrlichkeit dieser Metapher Herrs im Unterschied zur verlogenen Bildlichkeit Jüngers besteht darin, dass die aktive männliche Rolle des Kriegers in der Situation seiner existenziellen Bedrohung decouviert wird. Bei genauerem Hinsehen erweist sich der durch feindlichen Beschuss ausgelöste Koitus als ein erzwungener. Er präsentiert sich schon fast als der Versuch eines hilflos gewordenen Kämpfers, in den bergenden Schoß von Mutter Natur zurückzukehren. Das würde aber, käme es dazu, nichts anderes bedeuten, als daß der Krieger stürbe. Herr deutet dies in dem Bild des über den Kopf des Kämpfers fliegenden Erdbodens an.

VIII.

Alle bislang vorgestellten Einschätzungen sind, wie es zu betonen gilt, Wunschbilder entwickelter Zivilisationen bzw. Kulturen. Aber in Wahrheit stehen Krieg und

Natur in einem ganz anderen Verhältnis, als es sich die Wunschvorstellungen komplexer Zivilisationen erträumen. Der durch Krieg verursachte und ausgelöste Einbruch der Natur führt eben nicht, wie so oft behauptet, zu einer Stärkung und Gesundung eines zivilisatorisch Vorgeschädigten, führt nicht zu einer Mutation des Zivilisten in einen Krieger. Ganz im Gegenteil: Es kommt zu einer natürlichen Abwehrreaktion des Krieger-Körpers. Die Natur des Kämpfers spielt nicht mehr mit; das vegetative System des Magen-Darmtraktes reagiert und setzt den Kämpfer schachtmatt. Es ist die kreatürliche Angst, die Stresssituation, die buchstäblich auf den Magen schlagen. Die Natur des Körpers revoltiert gegen die Un-Natur des Krieges: »Die Lage ist beschissen« und also fühlt man sich »beschissen«. Das gilt bereits für das erste vorchristliche Jahrtausend, mithin für eine Zeit, bei der man doch mit besonders robusten und psychisch stabilen Kriegeren rechnen müsste. Als die Chaldäer 691 v. Chr. in einer Schlacht gegen die Assyrer den Kürzeren ziehen, »ließen (sie) ihre Zelte im Stich und rannten um ihr Leben, wobei sie ihre gefallenen Kameraden zertrampelten (...). In ihrer Angst ging ihnen der heiße Harn ab, und sie entleerten ihren Darm in ihre Streitwagen« (Keegan 1995: 259). Dasselbe gilt auch für die mittelalterliche Zeit, also eine Epoche, der Zivilisationstheoretiker vom Schlage eines Norbert Elias eine eher noch geringe Zivilisations- und stattdessen eine hohe Affekt- und Trieb-Gesteuertheit zuschreiben, mithin eine Zeit, für die man noch immer mit starken Natur-Kriegern rechnen möchte. Überraschenderweise verfügen selbige mitunter über einen ausgesprochen schwachen Magen. Im altfranzösischen Heldenepos Guillaume d'Orange (1. Hälfte des 12. Jahrhunderts) kommt es zu drastischen Beschreibungen kreatürlicher Ängste und ihrer Auswirkungen. Ein adeliger Kämpfer verliert angesichts der bevorstehenden Schlacht gegen die Sarazenen die Nerven und macht sich aus dem Staub. Bei seiner Flucht stößt er an einer Wegkreuzung auf vier gehenkte Räuber: »Niedrig war der Balken, kurz waren die Streben. Das Pferd zieht an und trägt ihn (Graf Thiébaud) drunter weg. Einer der Gehenkten berührt ihn längs des Mundes. Thiébaud bemerkt es, er fühlte darob Schmerz und Scham. Vor Angst macht er seine Satteldecke voll, und als er bemerkt, daß sie ganz verschissen ist, hebt er den Schenkel und wirft sie weg« (Wunderli 2005: 175). Auch Ritter können also die Nerven verlieren und sich in die Hosen, genauer in die Rüstung machen. So gesehen kann es nicht weiter überraschen, daß auch ausgesprochen gestählte US-Krieger im Vietnamkrieg dieselben kreatürlichen Ängste befielen, die schon ihre idealisierten ritterlichen Vorgänger und die hartgesottenen chaldäischen Streitwagenfahrer befallen hatten:

»Erstaunlich, unglaublich, Jungs, die viel harten Sport getrieben hatten, sagten, sie hätten nie was Ähnliches gefühlt, das plötzliche Niedergehen und Raketensausen des Treffers, die Adrenalinreserve, die du dir selber nutzbar machen konntest, indem du sie hochpumptest und freisetzttest, bis du verloren drin rumtriebst, ohne Angst, fast bereitwillig, darin heiter-wollüstig zu ersaufen, wirklich entspannt. Außer natürlich du schisdest dir die Hosen voll oder schriest oder betetest oder

gabst überhaupt was von dir zu der Hundert-Kanal-Panik, die Wortsalat um dich rumfetzte und manchmal sauber durch dich durch.« (Herr 1979: 74)

Es dürfte nicht von ungefähr kommen, daß gerade Kriegserinnerungsliteratur – soweit sie den Militärjargon abzubilden versucht – in einem hohen Maße durch fäkal-sprachliche Elemente geprägt ist.

IX.

Versuchen wir also ein kurzes Fazit: »Im Krieg ist alles anders«. Dieses geflügelte Wort soll nicht in apologetischem Sinne verstanden sein. Gemeint ist, dass sich angesichts der existenziellen Ausnahmesituation, die jeden Krieg kennzeichnet, theoretisierende Aussagen über das Verhältnis von Natur und Krieg eigentlich verbieten. Zumindest ist für einen Historiker die hinter den Bildern und Texten stehende »Wirklichkeit« nicht präzise rekonstruierbar. Allenfalls in vermittelter und gebrochener Form erscheint sie greifbar. Gleichermaßen – und vielleicht noch in einem höheren Ausmaße – gilt dies für den berühmten Zeit- und Situationszeugen mit seinem läßlichen, verfälschenden, verzerrenden, nur partiell erinnernden Gedächtnis. Einzig greifbar bleiben für den Historiker gesellschaftlich bestimmte und konstruierte Erinnerungskulturen im Rahmen einer Erinnerungsgeschichte (Langewiesche 2006). Daher wird man sich im Fall des Verhältnisses von Natur und Krieg in aller Regel mit einem *non liquet* bescheiden müssen, so enttäuschend dies auch sein mag. Nur eines scheint völlig klar zu sein: Kriege, die von Menschen geführt werden, vernichten die Natur, die doch die Lebensgrundlage für den Menschen abgibt. Vielleicht sollte man sich der weisen Worte von J. Glenn Gray (1913–1977) erinnern, der aufgrund seiner Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg, den er als Soldat und Philosoph mitgemacht hatte, wohl am tiefstnigsten über den »Krieger« nachgedacht hat:

»Diese Trennung von Mensch und Natur infolge unseres zu ausschließlichen Interesses an Gewalt ist wenigstens teilweise für die totalen Kriege unseres Jahrhunderts verantwortlich. Mehr als wir uns je bewußt machen, haben wir unsere ausbeuterische Grundhaltung gegenüber der Natur auch auf den Menschen übertragen. (...) Wie ich bereits erwähnte, war für mich im Krieg nichts bedrückender als mitanzusehen, wie rücksichtslos Werke der Natur und vom Menschen geschaffene Werke niedergemacht wurden. (...) Seit dem letzten Weltkrieg haben sich keine überzeugenden Anzeichen eingestellt, die auf einen Wandel dieser ausbeuterischen Mentalität hinweisen. Die Atombombe erscheint mir für die moderne Gesinnung gefährlich bezeichnend und die Versuche mit Wasserstoffbomben als unverhüllte Blasphemie. Kaum irgend jemand kommt überhaupt auf den Gedanken, es könne ein Verbrechen sein, daß bei diesen Versuchen die Fische

im Ozean zu Tausenden vergiftet werden. Man glaubt offenbar, der Mensch könne sich nur am Menschen versündigen, oder möglicherweise noch an Gott, nicht aber an der Natur« (Gray 1970: 195f).

Literatur

- Angenendt, Arnold (2003), *Grundformen der Frömmigkeit im Mittelalter*, München.
- Arnold, Heinz Ludwig (1990), *Krieger, Waldgänger, Anarch. Versuch über Ernst Jünger*, Göttingen.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a.M.
- Bohrer, Karl Heinz (1978), *Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk*, München/Wien.
- Buchner, Rudolf (Hg.) (1966), *Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters*, Bd. 7: Quellen zur Karolingischen Reichsgeschichte, Dritter Teil, Darmstadt.
- Bumke, Joachim (1986), *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, Bd. 1, München.
- Delbrück, Hans (2003), *Geschichte der Kriegskunst. Die Germanen: Vom Kampf der Römer und Germanen bis zum Übergang ins Mittelalter*, Hamburg.
- Fremdenlegion – Le Recrutement – Ehrencodex, in: <http://www.legion-recrute.com/de/code.php> (15. März 2007).
- Freud, Sigmund (1924), *Zeitgemäses über Krieg und Tod*, Leipzig u.a.
- Freud, Sigmund (1933), *Albert Einstein und Sigmund Freud, Warum Krieg?*, Dijon.
- Gray, J. Glenn (1970), *Homo furens oder braucht der Mensch den Krieg?*, Hamburg.
- Herr, Michael (1979), *An die Hölle verraten*, München.
- Hitler, Adolf (1924), *Mein Kampf*, München.
- I Deug-Su (2001), »Europa-Vorstellungen im Mittelalter«, *Pegasus*, Jg. 1, S. 31–43, in: http://www.pegasus-onlinezeitschrift.de/alte_seite/erga12003i.htm (18. November 2006).
- Jünger, Ernst (1920), *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppenführers*, Hannover.
- Jünger, Ernst (1979), *Sämtliche Werke. Erste Abteilung: Tagebücher III, Strahlungen II*, Stuttgart.
- Keegan, John (1995), *Die Kultur des Krieges*, Berlin.
- Kortüm, Hans-Henning (2006), »Clash of Typologies – The Naming of Wars and the Invention of Typologies«, in: Ders. (Hg.), *Transcultural Wars: From the Middle Ages to the 21st Century*, Berlin, S. 11–26.
- Kortüm, Hans-Henning (2007), »Kriegstypus und Kriegstypologie. Über Möglichkeiten und Grenzen einer Typusbildung von »Krieg« im Allgemeinen und von »mittelalterlichem Krieg« im Besonderen«, in: Beyrau, Dietrich/Hochgeschwender, Michael/Langewiesche, Dieter (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn u.a., S. 71–98.
- Langewiesche, Dieter (2006), »Erinnerungsgeschichte. Ihr Ort in der Gesellschaft und in der Historiographie«, *Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte*, Jg. 100, S. 13–30.
- Lexikon für Theologie und Kirche (1969), *Bd. 10: Artikel »Wasser«*, Sp. 962–968.
- Lorenz, Konrad (1963), *Das sogenannte Böse*, Wien.
- Lund, Allan A. (1988), *P. Cornelius Tacitus, Germania*, interpretiert, herausgegeben, übertragen, kommentiert und mit einer Bibliographie versehen, Heidelberg.

- Lund, Allan A. (1990), *Zum Germanenbild der Römer. Eine Einführung in die antike Ethnographie*, Heidelberg.
- Mead, Margarete (1971), »Alternativen zum Krieg«, in: Fried, Morton u.a. (Hg.), *Der Krieg. Zur Anthropologie der Aggression und des bewaffneten Konflikts*, Frankfurt a.M., S. 235–252.
- Neuweiler, Gerhard (2007), »Kriege im Tierreich?«, in: Beyrau, Dietrich/Hochgeschwender, Michael/Langewiesche, Dieter (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn u.a., S. 503–520.
- Paravicini, Werner (1994), *Die ritterlich-böfische Kultur des Mittelalters*, München.
- Plard, Henri (1990), »Ernst Jünger in Frankreich. Versuch einer Erklärung«, *Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur*, Jg. 105/106, S. 141–154.
- Radkau, Joachim (1998), *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München.
- Rüpke, Jörg (1993), »Krieg«, in: Cancik, Hubert/Gladigow, Burkhard/Laubacher, Matthias (Hg.), *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe III*, Stuttgart u.a., S. 449–460.
- Schwab-Trapp, Michael (2002), *Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999*, Opladen.
- Ulrich, Bernd (1995), »Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien: Das Beispiel Erster Weltkrieg«, in: von Stietencron, Heinrich u.a. (Hg.), *Töten im Krieg*, Freiburg, S. 399–419.
- von Stietencron, Heinrich (1995), »Töten im Krieg. Grundlagen und Entwicklungen«, in: Ders. u.a. (Hg.), *Töten im Krieg*, Freiburg, S. 17–56.
- Vretska, Karl (2004) (Hg./Übers.), *Platon. Der Staat (Politeia)*, Stuttgart.
- Wunderli, Peter (2005), »Guillaume d'Orange, der Krieg und der Frieden«, in: Hecker, Hans (Hg.), *Krieg in Mittelalter und Renaissance*, Brühl, S. 157–195.